

Sensibilisieren

Carsten Reinemann forscht „jenseits des Werther-Effekts“

München – Wer Carsten Reinemanns Büro betritt, steht vor einem Problem. Das Problem hängt an einer Magnettafel über seinem Schreibtisch: die Titelseite einer großen Boulevardzeitung, von bunten Magnetknöpfen festgehalten. Darauf zu sehen ist Paris Jackson, die Tochter des toten Popstars Michael Jackson, dazu in großen Buchstaben die Schlagzeile: „Selbstmord-Versuch mit Fleischer-Beil“. Man kann das Problem in zwei Wörter zerlegen: Suizid und Medien. Ein heikles Thema, das sich Reinemann da ausgesucht hat.

Im April hat der Medienforscher an der Ludwig-Maximilians-Universität München (LMU) das Projekt „Jenseits des Werther-Effekts“ gestartet. Wer also begreifen will, worum es Reinemann geht, muss zuerst verstanden haben, worum es ihm gerade nicht geht – um den Werther-Effekt nämlich. Ein Phänomen, das fast ein Viertel-Jahrtausend alt ist: Im Jahr 1774 erschien Goethes Briefroman über den jungen Werther, der sich aus Liebeskummer erschießt. Kurz danach soll es eine Suizid-Welle gegeben haben, dutzende junger Menschen taten es Werther angeblich gleich. Bewiesen ist das bis heute nicht, der Nachahmer-Effekt als solcher aber schon.

Ziel ist es, einen Beitrag zur Prävention von Suizidversuchen zu leisten

Ein jüngeres Beispiel für den Werther-Effekt: In den Tagen nach dem Tod des Fußballtorwarts Robert Enke im November 2009 stieg die Zahl der Suizidversuche an Bahngleisen um das Vierfache. Ein Auslöser dürften die Berichte in den Medien gewesen sein. Der Fall von Paris Jackson ist das jüngste Beispiel prominenter Suizidversuche – und wieder muss sich Carsten Reinemann über manche Journalisten ärgern: „Die Berichterstattung gerade im Boulevard ist zum Teil verantwortungslos. Die Art, wie Suizide dort dargestellt werden, ist so gestrickt, dass man auf jeden Fall negative Effekte erwarten muss.“ Was er damit meint: Statt Auswege aus der Verzweiflung zu zeigen, wird die scheinbare Ausweglosigkeit beschrieben; statt auf Details zu verzichten, erklären Medien haargenau die Methode des Suizids – und regen suizidgefährdete Nachahmer erst an.

Und trotzdem: In den vergangenen Jahren hat die Werther-Forschung dazu beigetragen, dass Medien zurückhaltender und sensibler über Suizidfälle berichten. Der Deutsche Presserat hat zum Beispiel einen

über all das wissen wir herzlich wenig“, sagt Carsten Reinemann.

Mit anderen Worten: Er will über die Erkenntnisse der Werther-Forschung hinaus. Will herausfinden, ob Depressive anders fernsehen als gesunde Menschen. Ob Medienkonsum eine positive Wirkung hat, weil er ablenkt von destruktiven Gedanken. Oder einen Negativ-Effekt, weil Depressive oft mit Heile-Welt-Illusionen konfrontiert werden, die ihrem Selbstbild widersprechen. „Ein und dasselbe wird von einem Depressiven ganz anders wahrgenommen. Ob das die Tatsache ist, dass ich den Bus verpasse, sich jemand an der Kasse vordrängelt oder eben das, was in den Medien passiert. Und da versuchen wir mit unseren Forschungen ranzukommen“, sagt Reinemann.

Dass Medien die Wahrnehmung der Wirklichkeit verändern und Gefühle verstärken, daran besteht für Reinemann kein Zweifel: „Berichte über Kriminalität oder den Klimawandel können Ängste auslösen, die Darstellung von Models Zweifel an der eigenen Schönheit wecken, die Übertragung der Champions-League totale Euphorie auslösen.“ Ob solche Ängste, Zweifel und Euphorie auf depressive Menschen anders wirken als auf gesunde, gilt es zu beweisen. Gelingen soll das über Telefonbefragungen. „Wir fragen die Menschen, wie sie Medien nutzen und stellen Fragen zu ihrer Persönlichkeitsstruktur: von ihrem Selbstvertrauen bis hin zum Grad ihrer Depression“, erklärt Sebastian Scherr, der wissenschaftliche Mitarbeiter von Carsten Reinemann.

Die Ergebnisse der Umfrage sollen die LMU-Forscher „der Frage ein Stück näher bringen, unter welchen Umständen Medien Nachahmungssuizide verhindern oder auslösen können“, sagt Reinemann, der ganz bewusst auch positive Effekte des Medienkonsums untersuchen möchte. Zum Beispiel die Wirkung von Scripted-Reality-Formaten, die – als Doku getarnt – übelste Klischee-Konflikte in Hartz-IV-Familien inszenieren. Reinemann vermutet in diesem Zusammenhang einen „Abwärtsvergleich.“ Das heißt: Viele Menschen schauen dem kaputten Leben anderer zu, um ihre eigene Realität erträglicher zu machen. Für einen depressiven Menschen kann das durchaus ein positiver Effekt sein.

Ziel des Forschungsprojekts ist es, einen Beitrag zur Prävention von Depressionen und Suizidversuchen zu leisten. Im besten Fall kann die Wissenschaft dabei helfen, Leben zu retten: „Wenn man den Nutzen versteht, weswegen sich Menschen

Leitfaden zur verantwortungsvollen Suizidberichterstattung herausgegeben, der bei vielen Journalisten in der Schublade liegt. „Von wenigen Ausnahmen abgesehen stellt die Werther-Forschung aber nur eine Zeitleiste von Suiziden und eine Zeitleiste von Berichterstattung gegenüber. Was die Darstellung in den Medien tatsächlich mit den Menschen macht, welche Prozesse und Emotionen sie auslöst und wie insbesondere Depressionen die Wahrnehmung von Medieninhalten beeinflussen,

bestimmten Medien zuwenden und wenn man weiß, wie das mit Suizidalität und Depression interagiert“, sagt Scherr, sei es für Journalisten einfacher, eine Sensibilität für depressive Menschen zu entwickeln. Aber auch für Therapeuten könne das LMU-Projekt hilfreich sein, sagt Reineemann: „In psychiatrischen Einrichtungen ist Medienkonsum ein großes Thema, aber bisher nicht systematisch erforscht.“ Erste Ergebnisse ihrer Forschung erwarten sie bereits im Herbst.

ANDREAS GLAS



LMU-Forschung über Depressionen: Im besten Fall können Sebastian Scherr und Carsten Reineemann (rechts) dabei helfen, Leben zu retten.

FOTO: ALESSANDRA SCHELLNEGGER